

2.4 Methodenreflexion und Quellenkritik

Um die Gültigkeit und den Geltungsbereich der Ergebnisse dieser Studie nachvollziehbar zu machen, sind zunächst die Datenerhebung und -auswertung dargelegt worden. In diesem Teilkapitel sollen diese Forschungsschritte zudem reflektiert werden. Die Nachvollziehbarkeit ist auch deshalb wichtig, weil mit der Auswahl der zu interpretierenden Daten eine Gewichtung vorgenommen wurde, was interpretierenswert ist und was nicht – also was bedeutsam ist.¹⁶⁰ Indem ich im Rahmen der Quellenkritik neben den äußeren Bedingungen der Datenerhebung auch meine Involvierung im Feld, mein eigenes Erleben und meine Erfahrungen als Daten reflektiere sowie meine Autorschaft sichtbar mache, wird der Leserschaft ermöglicht, die Qualität und die Gültigkeit der Ergebnisse einzuschätzen.¹⁶¹

Auf diese Weise werden die Begrenztheit bzw. Relativität individueller Denk- und Anschauungsgewohnheiten vor Augen geführt,¹⁶² doch auch deren Authentizität. Insofern vertrete ich selbstbewusst die Rede von mir in der ersten Person. Die ausschließliche Rede von »der Feldforscherin« in der dritten Person suggeriert meines Erachtens eine Distanz zwischen Forscherin und Beforschten, die den Forschungserfahrungen und -bedingungen nicht ganz gerecht wird und dementsprechend die Gefahr mit sich bringen kann, den Erkenntnisprozess zu verschleiern. Letztlich bin aber ich als Ethnografin für meine Studienergebnisse verantwortlich.¹⁶³

Die Subjektivität und die persönlichen Erfahrungen der Ethnografin sind dabei zentral für den Erkenntnisprozess und bedürfen daher der sorgfältigen, kritischen Selbstreflexion:¹⁶⁴ »Die Frage, wieso die Erforschten in dieser Weise auf den Forscher reagierten und welche Gegenreaktionen dies aufseiten des Forschers hervorrief, führt oft zu wichtigen empirischen Resultaten der Feldforschung.«¹⁶⁵ Die Methoden Diskussion und -reflexion ist daher ein Qualitätsmerkmal qualitativer empirischer Forschung.¹⁶⁶

Um die Wissenschaftlichkeit der Feldforschung sicherzustellen, ist die konstante Auslotung von Nähe und Distanz zwischen der Forscherin und den Beforschten notwendig (vgl. 2.1-2.2 *Datenerhebung*). Distanz meint aber nicht, sich den Beforschten und dem Feld gegenüber distanziert zu verhalten, sondern die eigene Persönlichkeit ein-

160 Vgl. Schmidt-Lauber 2007b, S. 183f.; Matt 2013, S. 585; Hauser-Schäublin 2008, S. 52; Mayring 2015, S. 54.

161 Vgl. Matt 2013, S. 585f.; Mayring 2015, S. 54; Hitzler, Eisewicht 2016, S. 39; Bachmann 2002, S. 343.

162 Vgl. Lindner 1981, S. 64.

163 »Bei der *selbst-bekennenden (confessional) Beschreibung* handelt es sich um einen sehr persönlichen Stil, der Forscher erzählt aus dem Feld, seine praktischen Felderfahrungen über Zugang, Erlebnisse, seine Empfindungen, und darüber, wie ihn das Feld verändert hat. Es wird in der ersten Person geschrieben, die eigenen Annahmen und Vorurteile offengelegt und eine mögliche Version, die des Forschers, erstellt [Herv. i.O.].« In: Matt 2013, S. 584; vgl. Clifford 1986, S. 14; Schmidt-Lauber 2007b, S. 174.

164 Vgl. Clifford 1986, S. 13; Hella von Unger, Petra Narimani, Rosaline M'Bayo: Einleitung. In: dies. 2014a, S. 1-14, hier S. 2.

165 Bachmann 2002, S. 343.

166 Vgl. von Unger 2014, S. 23.

zubringen.¹⁶⁷ Da die Feldforscherin ihr eigenes »Forschungsinstrument« ist, mit dem sie in sozialen Situationen Daten erhebt, sind die Forschungsbeziehungen und Arbeitsschritte in der Forschungstätigkeit kontinuierlich zu reflektieren:¹⁶⁸ von der Datenerhebung über die -aufbereitung und -auswertung bis hin zur Ergebnislese. »Die Reflexion der Beziehungen zu den Untersuchten, die Kritik der eigenen Forschungspraxis, der Frage von Distanz und Nähe, von Differenz und der Repräsentation ›des Anderen‹ [sic!] sind wichtige Bestandteile ethnologischer Diskussionen.«¹⁶⁹

Im Folgenden möchte ich Schlaglichter auf einzelne Ereignisse während der Akteursgewinnung in Barnaul werfen. Wie die Reflexion der Kontaktaufnahmen verdeutlicht, spielte der Bildungshintergrund dafür eine größere Rolle als z. B. meine eigene russlanddeutsche Herkunft. Dagegen war vielmehr die Wahrnehmung meiner Person als »deutschlanddeutsche« Forscherin für das Zustandekommen und die Bedingungen der Feldforschung relevant. Für die Einordnung der erhobenen Daten sind zudem die Vorstellungen und Erwartungen der Akteure über mein Erkenntnisinteresse aufschlussreich. Dabei bedingte mein expliziertes Forschungsinteresse an Russlanddeutschen zu einem gewissen Anteil meine Datenerhebung.

2.4.1 Generationelle, geschlechtliche und Bildungsunterschiede der Akteure

Im vorliegenden Unterkapitel reflektiere ich die unterschiedlichen Zugänge zu Akteuren, den Umgang der Akteure mit mir als Forscherin und meine Positionierungen im Feld. Ausgangspunkt meiner methodischen Überlegungen ist die Feststellung, dass sich in meiner Feldforschung der Zugang zu Akteuren schwierig gestaltete, wenn es um die beobachtende Teilnahme des täglichen Nahrungsverhaltens ging. Dabei zeichnete sich ab, dass besonders ältere Akteurinnen immer wieder unter Verweis auf Alter, Krankheit, Übergewicht sowie wegen ihrer Lebensweise, den Sommer in ihrer DAČA zu verbringen, eine Feldforschung aufgrund diverser Vorbehalte und Ängste ablehnten. Auch Radenbach und Rosenthal berichten von der Schwierigkeit, vor allem eine ältere Akteurin für ihre Forschung zu erreichen.¹⁷⁰

Weil akteurszentrierte Feldforschung stets von Unwägbarkeiten, Hindernissen und Sackgassen begleitet wird, muss die Feldforscherin auf sie gefasst sein und mit ihnen umgehen können. Die Datenerhebung wird entscheidend von den Forschungsbedingungen beeinflusst. Für eine angemessene Quellenkritik sowie Nachvollziehbarkeit und Beurteilbarkeit der Ergebnisse durch Dritte ist es daher Aufgabe der Forschenden, die Forschungsbedingungen angemessen zu vermitteln.¹⁷¹ Wie gestaltet sich in einer Feldstudie der Zugang zu Akteuren? Zu wem bekommt man keinen oder nur schwer Zugang und warum? Ist er von der Altersgruppe, dem Geschlecht, dem sozialen Status

167 Vgl. Schmidt-Lauber 2007b, S. 173.

168 Vgl. Cohn 2014, S. 75; Bachmann 2002, S. 343.

169 Beer 2008a, S. 27.

170 Vgl. Feldtagebuch 15.4., 26.4., 10.5.2015; Niklas Radenbach, Gabriele Rosenthal: »Ich verstehe das immer noch nicht«. Belastende Vergangenheiten und brüchige Zugehörigkeiten von Deutschen aus der ehemaligen Sowjetunion. In: Kaiser, Schönhuth 2015, S. 27–52, hier S. 36f.

171 Vgl. Massmünster 2014, S. 530; Karl-Heinz Kohl: Ethnologie – die Wissenschaft vom kulturell Fremden. Eine Einführung. München 2012, S. 106; Mayring 2015, S. 12f.

usw. abhängig und wenn ja, inwiefern? Was hat sich auf den Forschungserfolg bzw. -misserfolg ausgewirkt? In diesem Kontext ist auch zu fragen, inwieweit eine »Divergenz zwischen den methodologischen Konzepten einerseits und dem praktischen Forschen und Schreiben andererseits«¹⁷² besteht; habe ich meine Rolle(n) im Feld ausreichend reflektiert, hinterfragt, angepasst? Welcher Stellenwert ist meiner kulturellen Prägung beizumessen?¹⁷³ Neben der Reflexion der Akteursrollen ist somit gleichermaßen die Auseinandersetzung mit der eigenen Forscherrolle bzw. den eigenen Rollen im Feld notwendig.

Erfolge und Misserfolge bei der Akteursgewinnung

Für die Akteursgewinnung hatte ich mir vorgenommen, möglichst unterschiedliche Akteure zu akquirieren. Idealtypisch wäre es gewesen, sowohl Frauen als auch Männer unterschiedlichen Alters aus verschiedenen Milieus zu untersuchen, die im sowjetischen Staatssozialismus divergierende Lebenserfahrungen gemacht haben.¹⁷⁴ Dass ich vergleichsweise leicht Kontakt zu jungen Erwachsenen knüpfen können würde, war naheliegend: Die für die Visumsbeantragung notwendige Einladung war von einer Barnauler Universität ausgestellt worden. Zudem war ich im Studentenwohnheim untergebracht. Von meinem ersten Tag in Barnaul bewegte ich mich vorwiegend in einem jungen, akademischen Milieu. Ferner boten Dozierende mir an, ihre Studierenden mit deutscher Herkunft anzusprechen sowie in ihren Bekanntenkreisen nachzufragen. Idealerweise solle ich in den Deutschen Nationalen Rajon fahren, wo sich »die deutsche Kultur am besten bewahrt«¹⁷⁵ habe. Weitere Kontakte erhoffte ich über das soziale Medium V Kontakte (*В Контакте*), das russische Pendant zu Facebook. Dort sind unter anderem russlanddeutsche Gruppen auffindbar. Darüber hinaus suchte ich Kontakt zum Russisch-deutschen Haus und zu einer religiösen Gemeinde in Barnaul. Dadurch hoffte ich ebenfalls meine Chancen zu erhöhen, Nichtakademiker sowie Akteure anderer Altersstufen kennenzulernen und für meine Forschung zu gewinnen.

Nicht nur der institutionelle bzw. mediale Zugang zu Akteuren ist zu beachten. Problematisiert werden müssen auch das Alter, das Geschlecht, die Generationenzugehörigkeit und der Migrationshintergrund der Feldforscherin: Eine deutsche Nachwuchswissenschaftlerin, die Akteure verschiedenen Alters untersuchen möchte, erhält freilich leichter Zugang zur Peergroup, zu mehr oder weniger gleichaltrigen weiblichen Akademikerinnen, zumal die gemeinsame Erfahrungs- und Interessenbasis tendenziell eine größere Schnittmenge aufweist als bspw. mit Jüngeren, Älteren, Männern oder Personen ohne akademische Bildung. Die Chancen steigen, wenn die Beforschten Deutsch sprechen oder die deutsche Sprache erlernen, da sich die Gelegenheit bietet, mit einer Muttersprachlerin zu kommunizieren. Weitere, je nach Forschungskontext relevante

172 Sanna Schondelmayer: Gedanken zur Kultur der Forschenden im Feld. In: Windmüller, Binder, Hengartner 2009, S. 132–151, hier S. 130.

173 Vgl. ebd., S. 147f.

174 Vgl. Dorothee Wierling: Dominante *scripts* und komplizierte Lebensgeschichten – ein Kommentar zur Erforschung des Alltags im Staatssozialismus. In: Julia Obertreis, Anke Stephan (Hg.): Erinnerungen nach der Wende. Oral history und (post)sozialistische Gesellschaften – Remembering after the fall of communism. Essen 2009, S. 323–327, hier S. 327.

175 Vgl. Feldtagebuch 13.3., 15.4., 24.4.2015.

Aspekte können die Religionszugehörigkeit, die finanzielle Lage und oder die politische Gesinnung sein.¹⁷⁶ In Bezug auf eine nahrungsethnologische Studie ist es angesichts der nach wie vor konservativen Geschlechterrollen in Russland und der entsprechenden häuslichen Aufgabenverteilung naheliegend, als weibliche Forscherin Zugang zu weiblichen Versorgerinnen zu erhalten.

Dass es mühselig werden würde, Akteure von beobachtender Teilnahme zu überzeugen (weniger von Interviews), war mir von Beginn an bewusst; Essen und Trinken sind nicht bloß kulturelle Alltagspraxen, sondern in erster Linie Teil der Privatsphäre.¹⁷⁷ Es ist selbstverständlich, dass nicht jede Person, die sich gerne über Ernährung äußert oder sich zu einem Interview bereit erklärt, sich auch beim Essen auf den Teller oder beim Kochen in den Topf blicken lassen möchte. Soll das dann noch regelmäßig über einen gewissen Zeitraum geschehen, müssen dafür Zeit und Geld aufgewendet werden, über die nicht alle Akteure in gleichem Maße verfügen.

Je nachdem, was der Akteur sich unter der Forschung vorstellt, kommt eventuell die selbst auferlegte Verpflichtung hinzu, bestimmte typische Gerichte zu kochen. Mehrmals bekam ich zu hören, ich solle nicht enttäuscht sein, weil »nichts Deutsches« bzw. »nichts Besonderes« gekocht werde.¹⁷⁸ Dies ist insofern bemerkenswert, als dass ich penibel darauf achtete, nicht von Identität oder Ethnizität zu sprechen, wenn ich mein Forschungsinteresse erklärte. Gleichwohl evozierte mein Vorhaben, das aktuelle Leben von Russlanddeutschen zu erforschen, offensichtlich bestimmte Vorstellungen (siehe unten).

Nichtsdestotrotz ist die ausschließliche Konzentration auf die relativ leichter durchführbare Methode des Interviews bei einer nahrungsethnologischen Studie wie der von mir konzipierten nicht sinnvoll. Für die wissenschaftliche Untersuchung alltäglichen Handelns von Menschen – hier Essen und Trinken und damit verbundene Praxen – und dem daran gebundenen, nicht verbalisierten Wissen eignet sich insbesondere die beobachtende Teilnahme. Im Gespräch können dagegen lediglich verbalisierte Meinungen und Reflexionen über Handlungen erhoben werden (vgl. 2.1-2.2 *Datenerhebung*).¹⁷⁹ Eine Änderung des Forschungsvorgehens hätte mit einer Änderung des Erkenntnisinteresses einhergehen müssen. Die beobachtende Teilnahme erschien und erscheint mir für eine praxisorientierte Datenerhebung als unverzichtbar und ich nahm daher das Risiko häufiger Zurückweisung in Kauf.

Zeit spielte, wie angedeutet, eine wichtige Rolle. Akteure sollten mich möglichst regelmäßig kontaktieren, wenn sie vorhatten einzukaufen und zu kochen bzw. zu essen. Auf Akteursseite wurde das zum Teil als anstrengend empfunden. Wer studiert oder berufstätig ist, plant bzw. taktet seine Mahlzeiten nicht unbedingt. Essen und Trinken sind vielmehr einer von vielen Tagesordnungspunkten. Die zur Verfügung stehenden zeitlichen Ressourcen variieren je nach Lebensphase, in der sich Akteure aktuell befinden.

176 Vgl. Wierling 2009, S. 326.

177 Vgl. Barlösius 2011, S. 199.

178 Vgl. Feldtagebuch 18.3., 15.4.2015.

179 Vgl. Cohn 2014, S. 73f.

Darüber hinaus waren die finanziellen Möglichkeiten ein relevanter Faktor: Über die Schwierigkeiten, verlässlich an Akteure zu kommen, unterhielt ich mich mit einer Russin, welche im russlanddeutschen Kulturbereich tätig ist. Vor allem erhoffte ich mir davon, mögliche sozialisationsbedingte Gründe für die Zurückhaltung in Erfahrung zu bringen. Diese meinte hingegen, die meisten würden sich aufgrund ihrer geringen finanziellen Möglichkeiten schämen, da sie mir keine überbordende Tafel präsentieren könnten.¹⁸⁰ Meine Gesprächspartnerin attribuierte Russlanddeutschen genauso wie Russen Gastfreundschaft, die sich in üppigen Mahlzeiten niederzuschlagen habe. Wenn diese nicht angeboten werden könnten, werde eben kein Gast eingeladen – auch keine Forscherin. Scham hatte ich offenbar als ausschlaggebenden Faktor unterschätzt. Obertreis stellt dazu fest, dass Scham häufig im Deutungsrahmen der Forschenden nicht vorgesehen ist.¹⁸¹

Diese Ansicht bezüglich Gastfreundschaft teilt augenscheinlich eine Akteurin mittleren Alters, die ich über V Kontakte (*В Контакте*) kennenlernte. Unser erstes Treffen fand in einem Café statt. Nach Hause wollte sie mich nicht einladen, weil es ihr unangenehm sei. Obwohl wir schlussendlich über eine dauerhafte beobachtende Teilnahme nicht übereinkamen, besuchte ich sie und ihre Familie ein paar Mal bei ihr Zuhause und in ihrer Dača.¹⁸² Dass es nicht zu einer gemeinsamen Forschung kam, lag vor allem daran, dass die berufstätige Mutter über wenig Zeit und Geld verfügte, wie sie mir bei unserem letzten persönlichen Kontakt gestand. Sie erklärte, den ganzen Tag auf der Arbeit oder im Garten zu sein, danach ihr Kind zum Training zu bringen und erst spät zu Hause zu sein. Seit der Krise aufgrund der seit Jahresbeginn 2015 verhängten Sanktionen zwischen Russland und der Europäischen Union steckten sie permanent in finanziellen Schwierigkeiten. Die Absage schien ihr nicht leicht zu fallen. Augenscheinlich war es ihr wichtig, mir etwas von ihrem ausgeprägten deutschen Zugehörigkeitsgefühl zu vermitteln. Unter anderem teilte sie mir mit, dass ihr Ehemann ihren deutschen Nachnamen angenommen habe, weil sie ihn nicht hatte aufgeben wollen.¹⁸³ Dies lässt den Schluss zu, dass die Interaktionspartnerin durchaus gerne einer beobachtenden Teilnahme zugestimmt hätte. In mir hätte sie sowohl eine Deutschlehrerin als auch eine Adressatin für ihre deutsche Zugehörigkeit gefunden. Die gegenwärtigen prekären Lebensumstände standen dem jedoch existenziell entgegen. Neben Beruf und Familie blieb keine Zeit für ein Forschungsabenteuer, insbesondere in einer strukturschwächeren Region und wenn politische Ereignisse zu kurzfristigen, massiven Preissteigerungen führten.

Bei allem Verständnis für diesen und ähnliche Fälle waren die Absagen bedauerlich. Bei jeder Anfrage versicherte ich, nicht bekocht werden zu wollen und dass finanziell für die Akteure keine Nachteile aufkämen, weil ich mich an den Einkäufen beteiligen würde. Allgemein bot ich meine Hilfe an, sei es bei der Essensbeschaffung, -zubereitung oder bei Gartenarbeiten. In meiner Rolle als Feldforscherin, die einen sehr begrenzten Zeitraum zur Verfügung hat, um möglichst viele Quellen zu erheben, dachte ich

180 Vgl. Feldtagebuch 22.4.2015.

181 Vgl. Julia Obertreis: Sprechen über das Leben im Sozialismus. Vom Recht auf Glück und auf Scham. In: Knud Andresen, Linde Apel, Kirsten Heinsohn (Hg.): Es gilt das gesprochene Wort. Oral History und Zeitgeschichte heute. Göttingen 2015, S. 98-113, hier S. 109.

182 Vgl. Feldtagebuch 29.4., 8.5.2015.

183 Vgl. Feldtagebuch 30.4., 10.5.2015.

allerdings letztlich zu pragmatisch, ließ mich zu wenig auf meine Forschungssubjekte ein. Rückblickend unterschätzte ich die Befindlichkeiten der Akteure. Diese wiegen schwerer als die Tatsache, dass eine deutsche Wissenschaftlerin mehrere Tausend Kilometer weit reist, um sie zu beforschen. Einerseits ist es in der Regel produktiv für die Datenerhebung, wenn Forscherin und Akteure einander fremd sind. Andererseits können damit verknüpfte Gefühle z.B. »von Unterlegenheit, Verdacht, Ressentiment oder Neid«¹⁸⁴ der Beforschten gegenüber der Forscherin ggf. problematisch sein.

Die vielversprechendsten Kontakte knüpfte ich über die Universität. Drei der vier Akteurinnen, die ich zwischen einer und vier Wochen teilnehmend beobachtete und interviewte, waren (angehende) Akademikerinnen: eine Dozentin und zwei Studentinnen. Zwei Akteurinnen waren zum Zeitpunkt der Feldforschung 21, eine 39 Jahre alt.¹⁸⁵ Zwei der Akteurinnen verbrachten eine Sommerschule in Deutschland, eine lebte als »mitgenommenes« Kind einige Jahre in der Bundesrepublik und studierte nun in Barnaul Germanistik. Die Motivation für die Zusage zur beobachtenden Teilnahme sehe ich daher primär nicht etwa in ihrer größeren Offenheit oder womöglich in der Solidarität gegenüber einer ausländischen Kollegin. Vielmehr erkannten und ergriffen die Akteurinnen die Chance, mit einer Muttersprachlerin praktizieren zu können. Alle drei lernten bzw. sprachen die deutsche Sprache. Entsprechende, in meinem Feldforschungstagebuch festgehaltene Äußerungen stützen meine These der Win-win-Situation.¹⁸⁶

Als auf Nahrungsgewohnheiten spezialisierte Feldforscherin sah ich mich permanent mit der Frage konfrontiert, wie ich mich für die aufgewendete Zeit und nicht zuletzt für die zubereitete Kost angemessen erkenntlich zeigen konnte.¹⁸⁷ Insofern erwies sich eine solche Herangehensweise der Beforschten als ideale Ausgangssituation für meine Feldforschung: Dafür, dass ich eine Zeitlang zwei- bis dreimal am Tag zu Besuch kam und das Einkaufs-, Koch- und Essverhalten beobachtete und dokumentierte sowie ein Interview aufzeichnete, bezahlte ich nicht nur den einen oder anderen Einkauf, brachte Säfte oder Süßigkeiten mit oder half bei der Zubereitung. Darüber hinaus bot ich meine Kompetenz als Deutschmuttersprachlerin an. Das ist insofern zu betonen, als dass ich bereits in der ersten Woche mehrfach zu hören bekam, dass es hier selten Ausländer aus Europa gebe, ich zurzeit die neunte Deutsche in Barnaul sei – es wurde also mitgezählt – und ein Germanistikstudent mir gegenüber wiederholt seine Begeisterung über meinen Aufenthalt in Barnaul äußerte.¹⁸⁸

Diese Akteurinnen jungen und mittleren Alters sorgten sich zwar um die Sicherstellung ihres Lebensunterhalts und waren mehr oder weniger von Kriegserzählungen und Erinnerungen an den Sozialismus geprägt, wie alle nach dem Krieg Geborenen.¹⁸⁹

184 Wierling 2009, S. 326.

185 Die Beobachtungen zur zweiten 21-jährigen Studierenden sind nicht in die vorliegende Studie eingeflossen, da die Datensammlung innerhalb einer Woche beobachtender Teilnahme sehr spärlich ausfiel. Außerdem stellte sich bei mir der Verdacht einer Essstörung im Zusammenhang mit einem schlankkeitsbedingten Schönheitsideal ein.

186 Vgl. Feldtagebuch 18.3., 29.4., 27.5.2015.

187 Vgl. Hauser-Schäublin 2008, S. 56.

188 Vgl. Feldtagebuch 19.3., 22.3.2015.

189 Vgl. Karl Schlögel: Das sowjetische Jahrhundert. Archäologie einer untergegangenen Welt. München 2017; vgl. auch die auf Interviews mit Zeitzeugen beruhenden Romane der Literaturnobelpreisträgerin Svetlana Alexievič, z.B. Secondhand-Zeit. Leben auf den Trümmern des Sozialismus.

All dies war jedoch auf alltagskultureller Ebene weniger von Bedeutung. Ihre Lebenswirklichkeit spielte sich im postsowjetischen Russland ab. In der Interaktion mit der deutschen Forscherin stand die gemeinsame Erfahrungsbasis hinsichtlich des Spracherwerbs bzw. der Sprachanwendung im Vordergrund.

Die Tatsache, dass der Großteil der Beforschten aus dem akademischen Milieu stammte, bedarf der Reflexion: »[Es] stellt sich in allen Forschungssituationen die Frage, wer durch den erfolgten Zugang aus dem Kreis der Untersuchten aus- und eingeschlossen wird und ob dies dem gewünschten Forschungsvorhaben entspricht oder nicht.«¹⁹⁰ Die Beschränkung des Akteurssamples auf eine soziale Teilgruppe, die der Akademiker, bedingt letztlich auch Essverhalten und Sprechen über Essen. Ich befand mich nicht in der komfortablen Situation, potenzielle Akteure aus einer Bandbreite auszuwählen. Dementsprechend liegen mir kaum Daten über Essverhalten und -diskurse anderer sozialer Milieus vor. Für mein Forschungsvorhaben wäre aber durchaus interessant, kontrastierend zu untersuchen, inwiefern das soziale Milieu die Zugehörigkeiten beeinflusst.

Gleichzeitig könnte meine Rolle als bundesdeutsche Akademikerin ein methodisches Hindernis gewesen sein. Das aufgrund seiner diversen Kinder-, Jugend- und Seniorenclubs vielversprechende Russisch-deutsche Haus vermittelte mir keine forschungsrelevanten Kontakte. Indes waren meine Erwartungen im Vorfeld hoch, schließlich handelte es sich um eine öffentlich sichtbare kulturelle Einrichtung (nicht nur) für Russlanddeutsche. Ferner sind persönliche Vermittlungen in der Regel verbindlicher. Zwar trat man mir gegenüber stets hilfsbereit in Erscheinung und versprach, sich unter den Mitgliedern umzuhören.¹⁹¹ Jedoch wurde ich nie jemandem persönlich vorgestellt. Man teilte mir lediglich mit, dass sich niemand bereit erklärt habe. Möglicherweise hegte man etwaige Vorbehalte gegenüber einer deutschen Forscherin. Denkbar ist ebenso, dass man mit eigenen Angelegenheiten beschäftigt war.

Implikationen der Erlebnisgeneration

Anhand der Begegnungen mit zwei Interviewpartnerinnen der Erlebnisgeneration des Großen Vaterländischen Krieges, als der der Zweite Weltkrieg seinen Platz in der russländischen Erinnerungskultur und Historiografie gefunden hat, reflektiere und analysiere ich nun, warum die Akteursgewinnung bezüglich beobachtender Teilnahme bei der sogenannten Erlebnisgeneration scheiterte.¹⁹²

Berlin, München 2013; Im Banne des Todes. Geschichten russischer Selbstmörder. Frankfurt a.M. 1994; Die letzten Zeugen: Kinder im Zweiten Weltkrieg. Berlin 1989.

190 Cohn 2014, S. 76.

191 Vgl. Feldtagebuch 17.3., 22.4.2015.

192 Aus dezidiert generationenbezogener Perspektive tue ich dies in folgendem Aufsatz: Anna Flack: Methodische Überlegungen über Generationenunterschiede in einer nahrungsethnologischen Feldforschung in Russland. Erkenntnisgewinn durch Scheitern. In: Sarah Scholl-Schneider, Moritz Kropp (Hg.): Migration und Generation. Volkskundlich-ethnologische Perspektiven auf das östliche Europa. (Mainzer Beiträge zur Kulturanthropologie/Volkskunde, 16). Münster 2018, S. 193-222. Darüber hinaus stelle ich in dem Aufsatz Vermutungen über die Motive der Akteurinnen zum Verbleib in Russland an, skizziere alternative Ansätze für eine potenzielle Nacherhebung und schildere, wie Scheitern und Erkenntnisgewinn miteinander zusammenhängen.

Um sowohl ältere als auch religiöse Akteure ausfindig zu machen und somit mein Sample zu erweitern, nahm ich über den Pastor Kontakt zu einer religiösen Gemeinde in Barnaul auf. Diese war akut und im wörtlichen Sinne vom Aussterben bedroht. Bei einem Gottesdienstbesuch gaben mir die meisten ihre Telefonnummer, vor allem Besucherinnen.

Alisa Fischer besuchte ich später zu zwei narrativen Interviews.¹⁹³ Ihre Ausführungen können unter dem Stichwort »Opfernarrativ«¹⁹⁴ zusammengefasst werden. Statt auf meine Fragen einzugehen, bildeten sie für sie einen assoziativen Ausgangspunkt, um von der heimischen Kindheitsküche, von Eltern und Großmutter sowie den Leiden durch die TRUDARMEE, darunter von dem Verlust der Eltern, zu berichten. Anders als in den zuvor beschriebenen Fallbeispielen stand hier nicht im Vordergrund, auf Deutsch zu kommunizieren – wenngleich die Dame bei unserer ersten Begegnung ihre Freude darüber ausdrückte, nun einmal wieder ihren elterlichen Dialekt sprechen zu können. Vielmehr erschien es Alisa Fischer einer Bundesdeutschen gegenüber möglich, Kritik am Umgang mit Russlanddeutschen in der Sowjetunion üben zu können. Andere Menschen in ihrem Umfeld sähen sich der russischen Gesellschaft zugehörig und könnten sich angegriffen fühlen.¹⁹⁵ Von mir dagegen, die ich Deutsche und zu jung war, als dass ich ihre Erlebnisse sowie die Entwicklung des offiziellen russischen politischen Diskurses in den vergangenen Jahrzehnten darüber kennen würde, konnte die Dame zumindest Neutralität, wenn nicht sogar Verständnis erwarten. Sie machte mich zur »Mitträgerin« ihrer Opfererzählung und verschaffte ihren Erfahrungen dadurch Anerkennung.¹⁹⁶

Als ich mich zu einem späteren Zeitpunkt telefonisch bei Alisa Fischer nach ihrem Interesse an beobachtender Teilnahme erkundigte, reagierte sie abweisend und lachte mich aus.¹⁹⁷ Diese Reaktion empfand ich als kränkend. Da ich in Barnaul nicht nur häufig Ablehnung erfuhr, sondern obendrein vielfach uneindeutige Rückmeldungen erhielt und mich hingehalten fühlte, fiel es mir zu diesem Zeitpunkt schwer, eine professionelle Distanz zu wahren.¹⁹⁸ Im Telefonat blieb ich sachlich, verspürte danach jedoch kein Interesse, mich noch einmal mit ihr zu verabreden. Meine Erwartungshaltung wurde enttäuscht. Sie hatte sich aufgrund des zunächst offenen und herzlichen Umgangs mit mir eingestellt.

Aus der zeitlichen und räumlichen Distanz betrachtet ging es der älteren Interaktionspartnerin möglicherweise mit meinem Anliegen genauso wie mir mit ihrer Antwort und sie empfand es als unverschämt, dass eine Fremde regelmäßig zum Essen kommen wollte. Stets versuchte ich, meinen Gesprächspartnern gegenüber offen zu sein, ihnen

193 Vgl. Feldtagebuch 5.4., 27.4., 11.5.2015.

194 Vgl. Krieger 2013, S. 1ff.

195 Vgl. Feldtagebuch 5.4.2015.

196 Vgl. Bettina Greiner: Erzählen vom Leid. Stalinistisch Verfolgte und ihr Ringen um gesellschaftliche Anerkennung. In: Erik K. Franzen, Martin Schulze Wessel (Hg.): Opfernarrative. Konkurrenzen und Deutungskämpfe in Deutschland und im östlichen Europa nach dem Zweiten Weltkrieg. (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum, 126 = Schriften des Europäischen Netzwerks Erinnerung und Solidarität, 5). München 2012, S. 45-67, hier S. 50.

197 Vgl. Feldtagebuch 13.5.2015.

198 Vgl. Hauser-Schäublin 2008, S. 47; Schmidt-Lauber 2007c, S. 231.

auf Augenhöhe zu begegnen und mich als Person einzubringen, wie Schlehe fordert.¹⁹⁹ Unsere bisherigen Treffen reichten dennoch offenbar nicht dafür aus, um genügend Vertrauen aufzubauen: »Die Gewährung von Teilnahme beruht auf Vertrauen, Vertrauen in den Forscher.«²⁰⁰ Aufgrund von Alisa Fischers Bereitschaft zu persönlichen Treffen hatte ich dies jedoch vorausgesetzt.

Wie Warneken und Wittel ausführen, können real oder imaginiert empfundene Demütigungen bei der Forscherin Gefühle gegenüber den Akteuren erzeugen, »die entweder verdrängt oder aber beiseite geschoben und dann rationalisiert oder auf andere verdeckte Weise bearbeitet werden«²⁰¹. Dies könne die Beobachtung und Interaktion im Feld beeinträchtigen. Auch Kohl thematisiert die Gefahr von subjektiven Verzerrungen, wenn sich die Feldforscherin nicht ihrer Gefühle, Interessen und Motive bewusst werde und jene sich unkontrolliert in die Wahrnehmung involvierten.²⁰² Die häufige Zurückweisung und die fehlende Gelegenheit, mich in der gesunden Mitte zwischen Nähe und Distanz einzupendeln,²⁰³ hinterließen Spuren: Zum einen stellte es zunehmend eine Herausforderung dar, Akteuren offen und unvoreingenommen zu begegnen. Zum anderen war ich während meiner Feldforschung häufig erkältet.

Auch an dem folgenden Fallbeispiel zeigt sich, dass es mir grundsätzlich schwerfiel, gegenüber den Akteuren in Barnaul Distanz zu wahren, wenn sie sich im Gespräch als mitteilksam und kooperativ erwiesen hatten. Durch Marinas Vermittlung (vgl. 3. *Marina*) lernte ich eine pensionierte Deutschlehrerin kennen, Erna Orlova. Sie empfing mich sehr herzlich bei sich zu Hause. Bereits im Vorfeld hatte sie verkündet, »deutsche Nationalgerichte« zubereiten zu wollen. Bei unserem ersten Interviewtermin gab es »Riewelkuchen«, den russlanddeutschen Streuselkuchen. Zum zweiten Treffen kochte sie eine »Saure Suppe«. Erna Orlova zählte mehrere »deutsche« Gerichte auf, las Gedichte und sang mir deutsche Lieder vor.²⁰⁴

Offenkundig traf sich die ehemalige Deutschlehrerin mit mir, um mir den guten Erhalt der deutschen Kultur in Russland am eigenen Beispiel zu demonstrieren. Die Kenntnisse der deutschen Sprache, deutscher Lieder, Literatur und nicht zuletzt Speisen stehen für die demonstrative Identifikation als »Deutsche«. So schreibt auch Boll: »Festessen und Mahlzeiten, die rußlanddeutschen oder einheimischen Besuchern angeboten werden, bestehen meist aus als typisch rußlanddeutsch wahrgenommenen Speisekomplexen, die damit einen hohen kulturellen Demonstrations- und Identifikationswert erlangen.«²⁰⁵ Interessant und gleichsam zu reflektieren ist hierbei, dass mir bewusst ein Paradebeispiel einer Russlanddeutschen vorgeführt wurde (siehe unten). Getreu dem Motto: Wenn der Prophet nicht zum Berg kommt, muss der Berg zum Propheten kommen – wenn ich schon nicht in den Deutschen Nationalen Rajon fuhr, wie

199 Vgl. Schlehe 2008, S. 139.

200 Hauser-Schäublin 2008, S. 45.

201 Bernd Jürgen Warneken, Andreas Wittel: Die neue Angst vor dem Feld. Ethnographisches research up am Beispiel der Unternehmensforschung. In: Zeitschrift für Volkskunde 93 (1997), S. 1-16, hier S. 10.

202 Vgl. Kohl 2012, S. 119.

203 Vgl. Hauser-Schäublin 2008, S. 47; Spiritova 2014, S. 125.

204 Vgl. Feldtagebuch 2.4., 7.4., 14.4.2015.

205 Boll 1993, S. 133.

mir geradezu von allen Seiten dringend geraten wurde, dann musste eben vor Ort eine vorzeigbare, authentische Russlanddeutsche vermittelt werden.

Am Ende unseres ersten Treffens erzählte ich Erna Orlova von meiner Methodik und bat sie, sich zu überlegen, ob sie Interesse an einer beobachtenden Teilnahme hätte. Bei unserem nächsten Treffen wies sie mein Anliegen unter Nennung zahlreicher Gründe ab. Unsere Begegnung endete damit, dass ich sie anrufen solle, wenn ich noch etwas bräuchte. Sie habe sich gefreut, mich kennenzulernen.²⁰⁶ Nach Ansicht dieser Akteurin war nach unseren beiden Treffen folglich alles gesagt bzw. demonstriert, was sie sich vorgestellt hatte. Ich aber hatte ihr Einverständnis zur beobachtenden Teilnahme erwartet, weil ich mich ihr – ähnlich wie Alisa Fischer – verbunden gewöhnt hatte. Immerhin hatte sie sich so viel Zeit genommen.

Meine fehlende Distanz führe ich mit Schondelmayer auf meinen unbewussten »Wunsch nach Harmonie und Anerkennung« zurück. Wenn man sich über mehrere Monate in einem neuen Umfeld aufhält, das in vielerlei Hinsicht nicht dem vertrauten Zuhause entspricht, sucht man nach Strategien, mit der eigenen Fremdheit umzugehen. Dazu gehört in erster Linie die Kontaktaufnahme zu anderen Menschen.²⁰⁷ Barnaul bedeutete für mich ein Abenteuer mit vielen Eindrücken und Fremdheitserfahrungen. Hilfreich war das einerseits, weil ich mich im Rahmen der Selbstreflexion nicht immer wieder neu zu befremden brauchte.²⁰⁸ Es stellte für mich keine Herausforderung dar, die beobachteten Phänomene im Sinne Schlehes »immer wieder nach den Bedeutungen und nach allen damit verbundenen Details, Bezügen, Handhabungen usw. zu fragen«²⁰⁹, weil mir viele Praxen und Denkweisen ohnehin nicht vertraut waren. Im Gegenteil bedingte und verstärkte ebendiese kontinuierliche Befremdung mein Bedürfnis nach Nähe, sich zugehörig fühlen.

Nun möchte ich zusammenfassen, inwiefern die Tatsache, dass Alisa Fischer und Erna Orlova der Erlebnisgeneration angehören, eine beobachtende Teilnahme verhinderte.²¹⁰ Trotz des scheinbar banalen Gesprächsthemas Essen, welches ich als Zentrum meines Interesses herausgestellt hatte, wurde mir jeweils eine klar konturierte Story erzählt. Die eigentliche Einstiegsfrage nach der Familiengeschichte bzw. Biografie zog sich wie ein roter Faden durch die Gespräche. Beide Frauen wurden in einem deutschen Dorf in Russland geboren, sprachen noch mehr oder weniger ihren elterlichen Dialekt, kannten zahlreiche deutsche Gerichte und erinnerten sich an ihre Kindheit vor, während und nach den traumatischen Erlebnissen des Zweiten Weltkriegs – auch wenn sie jeweils völlig unterschiedlich damit umgingen.

206 Vgl. Feldtagebuch 14.4.2015.

207 Vgl. Schondelmayer 2009, S. 144f.

208 Vgl. Brigitta Schmidt-Lauber: Orte von Dauer. Der Feldforschungsbegriff der Europäischen Ethnologie in der Kritik. In: Windmüller, Binder, Hengartner 2009, S. 237-259, hier S. 251; Katharina Eisch: Erkundungen und Zugänge I. Feldforschung. Wie man zu Material kommt. In: Klara Löffler (Hg.): Dazwischen. Zur Spezifik der Empirien in der Volkskunde. (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien, 20). Wien 2001, S. 27-46, hier S. 31.

209 Schlehe 2008, S. 133.

210 Zur Kritik, in qualitativen Feldforschungen würde der Akteursfindungsprozess vernachlässigt und würden diejenigen Akteursbekanntschaften getilgt, zu denen kein gutes Verhältnis aufgebaut worden sei, vgl. Bachmann 2002, S. 353.

Während den Rahmen von Alisa Fischers Erzählung das Opfernarrativ darstellte, erzählte Erna Orlova eine Erfolgsstory, in der sie das Schicksal der Russlanddeutschen in den größeren Kontext der Kriegshandlungen stellte. Die dichte Beschreibung der Begegnungen mit den beiden Akteurinnen soll verdeutlichen, dass die Zugehörigkeit zur Erlebnisgeneration eine weiterführende beobachtende Teilnahme verhinderte, weil die Akteurinnen ein anderes Ziel verfolgten als ich. Alisa Fischer und Erna Orlova meinten, ihre Mission, mir ihr Deutschsein unter Beweis zu stellen, mit unseren Gesprächen erfüllt zu haben. Ihre Erinnerungen und Erzählungen sagten mir also genauso viel über ihre Vergangenheit wie über ihre gegenwärtigen Absichten.²¹¹

Die eigenen Intentionen der Akteure sind nicht zu unterschätzen. Gleichsam beeinflussen antizipierte Erwartungen, zeitliche und finanzielle Ressourcen, aber auch Befindlichkeiten und Gefühle wie Misstrauen, Angst, Stolz und Scham die Durchführbarkeit einer Methode. Möglicherweise fürchteten die beiden Damen gar, ich könnte ihre deutsche Selbstwahrnehmung bei der Beobachtung des Alltagslebens widerlegen oder geschilderte subjektive Wirklichkeiten anders bewerten. Diese Faktoren gilt es, sich bewusst zu machen, ihnen empathisch entgegenzutreten, die durch sie gesetzten Grenzen der Erhebung zu respektieren und ggf. bei einer Fehleranalyse zur (Weiter-) Entwicklung von (alternativen) Forschungsstrategien zu berücksichtigen.²¹² Anhand dieser Ausführungen kann gezeigt werden, dass derlei Erfahrungen und Misserfolge produktiv als Forschungsdaten aufzufassen sind und für eine wissenschaftliche Studie fruchtbar gemacht werden können.

2.4.2 Eine »deutschlanddeutsche« Forscherin russlanddeutscher Herkunft in Westsibirien

Ebenfalls als erkenntnisförderndes Forschungsdatum zu begreifen ist die Wahrnehmung der Akteure von der Feldforscherin. In der Erwartung, dadurch den Zugang zu Akteuren im Feld zu erleichtern, merkte ich meist an, selbst als Säugling von meinen Eltern nach Deutschland mitgenommen worden zu sein. Der dabei erhoffte Effekt, als »eine von uns« angesehen zu werden, blieb jedoch aus. Ich wurde trotz meiner russlanddeutschen Herkunft als »deutschlanddeutsch« wahrgenommen. Dies kann sicherlich nicht zuletzt unter anderem auf meinen deutschen Akzent im Russischen, meinen Kleidungsstil und mein Sozialverhalten zurückgeführt werden. Alle diese Merkmale zeugen von meiner Sozialisation in Deutschland. Ethnizität (vgl. 1.2.3 *Zugehörigkeiten*) war demnach für die Akteursgewinnung nicht oder kaum von Belang. »Being native« bzw. die Anrufung einer vermeintlichen »Gruppe« wirkte sich nicht auf die Kontaktaufnahme aus – weder vorteilhaft noch nachteilig. Bei einigen sorgte der Begriff »Russlanddeutsche« (*русские/российские немцы*) gar für Irritationen. Diese Bezeichnung scheint in Russland nicht sehr gebräuchlich zu sein. Wenn Personen deutscher Herkunft bezeichnet wurden, dann war einfach von »Deutschen« die Rede (vgl. 6. *Fazit*).²¹³

211 Vgl. Albrecht Lehmann: Erzählen zwischen den Generationen. Über historische Dimensionen des Erzählens in der Bundesrepublik Deutschland. In: *Fabula* 30 (1989), S. 1-25, hier S. 4.

212 Vgl. Flack 2018.

213 Vgl. Feldtagebuch 19.5.2015.

Dagegen erwies es sich als Vorteil für meine Feldforschung, als »deutschland-deutsch« wahrgenommen zu werden. Als Fremde waren die Erwartungen an meine Kenntnisse der Lebenswirklichkeiten der Beforschten gering, sodass mir von vornherein viel erklärt wurde. Daher war es selbstverständlich und akzeptiert, dass ich viele, scheinbar banale Fragen stellte. Ich fügte mich ganz in meine mir zugewiesene Rolle der (be)fremd(et)en Ethnografin ein und genoss die Fragefreiheit. Derlei Rollenzuweisungen gehören zur Feldforschung dazu; sie geschehen teilweise ungewollt und unbemerkt.²¹⁴ Die Rolle der Forscherin wird kontinuierlich neu verhandelt. Die Rollenaushandlungen können wichtig werden, um sich Freiraum zu schaffen und so den Erkenntnisprozess voranzutreiben, wenn sich die Forscherin unsicher oder festgefahren fühlt.²¹⁵ Bspw. wurde ich mir bei der beobachtenden Teilnahme von Marinas Familie bewusst, dass Marina mich zunächst als Gast, später als Kind behandelte (vgl. 3. *Marina*). Um dieser Rollenzuweisung auszuweichen, lehnte ich es z.B. wiederholt ab, die größte Portion am Essenstisch vorgesetzt zu bekommen.²¹⁶

Writing culture and partial truths

Die Methoden- und Selbstreflexion hat im Vielnamenfach Vergleichende Kulturwissenschaft einen festen Platz in jeder Forschung. Sie ist selbstverständlicher Bestandteil der Quellenkritik geworden. Im Rahmen der »Krise der ethnografischen Repräsentation« und der »writing culture-Debatte« fragten sich Ethnologen und Kulturanthropologen im Kontext des Postkolonialismus, inwiefern es ethnologische Texte überhaupt vermögen, fremde Kulturen darzustellen und welche Probleme mit diesen Repräsentationen einhergehen.²¹⁷ So laufe jedes Schreiben über Identität Gefahr, »ein Fest-Schreiben, ein Still-Stellen zu werden, das diesem Charakter der Welt und der Menschen in ihr nicht gerecht werden kann«²¹⁸. Selbstkritisch wirft Kaschuba die Frage auf, »[i]nwiefern [...] wir überhaupt über andere, offenere Deutungs- und Sprachkonventionen [verfügen], die diesen ›Kolonialisierungsprozeß‹ fremder Lebenswelten durch die Wissenschaftskultur und -sprache vermeiden oder mildern helfen«²¹⁹?

Damit einher gingen Diskussionen um die Validität ethnografischer Studien: Wie zuverlässig sind und welchen Wert haben Beobachtungen und Ergebnisse, wenn sie in einer nächsten Studie bereits widerlegt werden könnten?²²⁰ Im weiteren Verlauf der Debatte machten sich die Wissenschaftler bewusst, dass die Gegenwart durch den Menschen und aus einer Vielfalt von Möglichkeiten geschaffen wird. Die erlebte Welt ist daher ein individuelles Konstrukt.²²¹ Die Authentizität einer Wissenschaft vom Menschen macht aus, sich seines eigenen Menschseins bewusst zu werden und dieses Bewusstsein in die wissenschaftliche Betätigung einzubringen.²²² So plädierte unter anderem Clif-

214 Vgl. Bachmann 2002, S. 332; Hauser-Schäublin 2008, S. 55f.

215 Vgl. Cohn 2014, S. 84f.

216 Vgl. Feldtagebuch 4.4., 19.5., 20.5., 21.5.2015.

217 Vgl. Karsten Kumoll: Clifford Geertz. Die Ambivalenz kultureller Formen. In: Moebius, Quadling 2011, S. 168-177, hier S. 174.

218 Wagner 1998, S. 72.

219 Kaschuba 2006, S. 249.

220 Vgl. Matt 2013, S. 579.

221 Vgl. Augustynek, Hirschfelder 2010, S. 163; Feischmidt 2007, S. 65f.

222 Vgl. George Devereux: Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften. München 1973, S. 22.

ford für ein selbstreflexives Verhalten gegenüber der eigenen Forschungs- und Schreibpraxis, um die Entstehung und wechselseitige Bedingtheit von Bildern, die sich alle Forschungsbeteiligten von ihrem Gegenüber machen, nachzuvollziehen und dem Hochmut zu entgehen, Forscher hätten die (alleinige) kulturelle Deutungsmacht.²²³

Für die Umsetzung des Gebots der Selbstreflexivität ist die Erkenntnis erforderlich, dass jeder Analyse eine Auswahl von Beobachtungsbeschreibungen zugrunde liegt und jede Darlegung aus Interpretationsangeboten besteht. Dinge und Phänomene werden gedeutet, wodurch ihnen Bedeutung zugeschrieben wird. Ethnologische Forschung ist somit in erster Linie Interpretation und nicht nur Beobachtung. In den Ethnografien gilt es daher sichtbar zu machen, auf Grundlage welcher Hintergrundinformationen wir zu unseren Ergebnissen gekommen sind. In diesen Beschreibungen wird Wirklichkeit hergestellt, konstruiert, erfunden – und nicht wiedergegeben. »Die eine« Realität gibt es nicht. Letztlich ist jede Wirklichkeitsbeschreibung nur eine Interpretation.²²⁴

Diesem fiktionalen Charakter von Ethnografien entstammt Cliffords Terminus der »Teilwahrheiten« (*partial truths*). Konstruierte Wahrheiten beruhen demnach auf »powerful ›lies‹ of exclusion and rhetoric«²²⁵. Fiktion und Wahrheit stellten keine Gegensätze dar. Vielmehr werde die Wahrheit der Feldbeobachtung durch die literarische, stilisierte und unvermeidbar subjektive Beschreibung zu einer konstruierten, zu einer Teilwahrheit.²²⁶ Fiktion sei der Wahrheit inhärent. Gute Ethnografien könnten daher als »wahre Fiktionen« (*true fictions*) bezeichnet werden.²²⁷ Ziel ethnografischer Studien ist es herauszufinden, »wie (und welcher) Sinn auf der Basis welcher Ressourcen erstellt und hergestellt, wie und welche Wirklichkeit in und durch Situationen, Symbole, Objektivationen hervorgebracht wird«²²⁸. Die Aufdeckung handlungsleitender Vorstellungsstrukturen der beforschten Individuen dient dabei der generellen Einschätzung der Rolle von Kultur für die interessierende Gesellschaft. Um eine Kultur zu verstehen, muss nachvollziehbar sein, was warum normal ist.²²⁹ Aufgrund welcher individueller wie kollektiver Erfahrungen und Narrative handeln Menschen so und nicht anders, wie z.B. Menschen mit einer anderen Erinnerungskultur?

Der Weg zu diesem Ziel ist das Schreiben, das dichte Beschreiben. Die eigenen Beobachtungen müssen zueinander in Beziehung gesetzt, auf ihren Sinn hin befragt und in den sozialen Diskurs eingebettet werden. Dabei sieht sich die Ethnografin damit konfrontiert, die komplexen kulturellen Bedeutungssysteme zu erfassen, die Sprache des Feldes und die eigene Wissenschaftssprache in Einklang zu bringen, ein geeignetes analytisches Begriffssystem zu entwickeln, mit dem die kulturellen Bedeutungssysteme in die Schriftsprache überführt und deren Bedeutung fixiert werden kann, ohne dabei die absolute Deutungshoheit zu beanspruchen. Ethnologisches Schreiben wird so selbst zur kulturellen Praxis.²³⁰ Mit dem Hinweis darauf, dass »Texte als Dokumente

223 Vgl. Kaschuba 2006, S. 251.

224 Vgl. Köstlin 1999b, S. 142; Matt 2013, S. 581ff.; Geertz 1983, S. 14, S. 22.

225 Clifford 1986, S. 7.

226 Vgl. ebd., S. 2; Kaschuba 2006, S. 250.

227 Vgl. Clifford 1986, S. 6.

228 Matt 2013, S. 581.

229 Vgl. Geertz 1983, S. 39.

230 Vgl. Kaschuba 2006, S. 245ff., S. 252f.; Geertz 1983, S. 15, S. 30, S. 39.

»offener« Reflexions- und Spannungszustände«²³¹ zu betrachten sind, macht Kaschuba darauf aufmerksam, dass sich das erhobene Material bisweilen nicht vollständig in die aufgezeigten Interpretationslinien einfügen lässt, sodass einzelne Daten bzw. Datensets Fragen aufwerfen können. Diese seien »mitunter klüger [...] als die möglichen Antworten«²³².

Aus dem Reinterpretationspotenzial von Ethnografien deren Beliebigkeit zu folgen, wäre ein Fehlschluss. Vielmehr soll mit der Variabilität der Analyseansätze der Eigenstruktur des Forschungsfeldes Rechnung getragen werden. Außerdem bleibt das erhobene Material so ertragreich für weitere Erkenntnisinteressen. Als Vergleichende Kulturwissenschaftlerin interpretiere ich meine Daten aus ebendieser disziplinären Perspektive und präsentiere in meiner Argumentation solche Interpretationsansätze, die mir hinsichtlich meines spezifischen Erkenntnisinteresses am überzeugendsten erscheinen. Das bedeutet nicht, dass meine Interpretation die »einzig wahre« ist und andere Interpretationen »falsch« sein müssen. Sie verweisen möglicherweise lediglich auf einen anderen Blickwinkel. Sowohl während der Feldforschung als auch in dem ethnografischen Text begegnen sich immer wieder verschiedene kulturelle Deutungen und Perspektiven.²³³

Die dichte Beschreibung von beobachteten Praxen erfolgt vor dem jeweiligen kulturellen Hintergrund der Ethnografin. Bei der dargestellten Wirklichkeit handelt es sich somit um ihre jeweilige Konstruktion. Bestimmte Einstellungs- und Wahrnehmungstraditionen sowie Veränderungen der Situation der Beobachterin beeinflussen den Beobachtungsprozess und die Ergebnisse.²³⁴ Dabei sind kulturelle Repräsentationsstrategien und -formen immanente Bestandteile kognitiver Prozesse. Vor ihrem Hintergrund entsteht ethnologisches Wissen:

»Das bedeutet nicht bloß, daß ethnologisches Wissen in seiner Struktur und Funktion von Strategien der Feldforschung und von Formen der Textualisierung abhängig ist – es bedeutet auch, daß es keinesfalls als unveränderbare und endgültige Erkenntnis [...] verstanden werden darf: Ethnologisches Wissen hat prozessualen Charakter [...].«²³⁵

Selbstreflexion hat zum Ziel, sich dieser kognitiven Prozesse bewusst zu werden, um zu vermeiden, seine eigenen Wertvorstellungen ohne Weiteres auf die Ethnografierten zu projizieren. Außerdem soll so möglichen Veränderungen des Feldes und der dort herrschenden Bedingungen durch die Forscherin begegnet werden.²³⁶

Ein weiterer Aspekt, den es bei der Selbstreflexion zu berücksichtigen gilt, ist angesichts der hier interessierenden Erkenntnisse die »westlich« geprägte Perspektive einer in Deutschland sozialisierten und in Russland arbeitenden Feldforscherin und damit die politische Dimension von Ethnografie. Ethnologisches Wissen ist nicht frei von

231 Kaschuba 2006, S. 253.

232 Ebd.

233 Vgl. ebd., S. 252; Matt 2013, S. 581, S. 586.

234 Vgl. Appadurai 1998, S. 11.

235 Peter Niedermüller: Ethnographie Osteuropas. Wissen, Repräsentation, Imagination. Thesen und Überlegungen. In: Köstlin, Nikitsch 1999, S. 42–67, hier S. 42f.

236 Vgl. Atteslander 2008, S. 49, S. 76, S. 98; Brednich 2001a, S. 88.

Denk- und Repräsentationstraditionen. Insofern ist meine Wahrnehmung und Darstellung von Russland und den dort lebenden Menschen davon mitgeprägt, dass ich Europäerin bzw. in einer »westlichen« Gesellschaft aufgewachsen bin.²³⁷ In der Vergangenheit hat die Ethnografie »ein Bild Osteuropas als einer traditionellen und altertümlichen Region vermittelt, als einer archaischen und exotischen Zeitinsel untergegangener Kulturen, auf der noch Spuren einer »ursprünglichen« Volkskultur zu finden sind«²³⁸. Aufklärer im 18. Jahrhundert konzipierten Westeuropa und sein Gegenstück Osteuropa, um sich durch Abgrenzung vor allem selbst definieren und identifizieren zu können. Dem zivilisierten Westen wurde ein rückständiger Osten gegenübergestellt.²³⁹ Osteuropa ist demnach eine »kulturelle Konstruktion und Erfindung des Westens«²⁴⁰. Diese Repräsentationspraxis wirkt bis heute nach; Osteuropa wird in der europäischen Postmoderne immer noch vielfach als rückständig imaginiert. Zugleich wird es mit dem »Ostblock« assoziiert und als Bedrohung wahrgenommen.²⁴¹

Die Reflexion auch solcher Repräsentationsformen ist elementarer Bestandteil der empirischen Kulturwissenschaften,²⁴² denn in Deskription und Analyse der Beforschten spiegeln sich gleichsam das Selbst und der soziale Hintergrund der Forscherin: »Indem wir die *Anderen* [sic!], die Fremden beschreiben und dadurch produzieren, definieren wir uns selbst [...] [Herv. i.O.]«.²⁴³ Die Konstruktion des anderen durch Abgrenzung vom Selbst wird in der Forschung als *othering* bezeichnet.²⁴⁴ Als Ethnografin musste ich mir dieses kognitiven Prozesses bei meiner Feldforschung gewahr sein.

Zur Reflexivität der ethnologischen Wissensproduktion gehört es zudem, sich die historischen, sozialen und politischen Kontexte zu vergegenwärtigen, die die kulturellen Repräsentationsstrategien beeinflussen. Letztere wirken aber auch auf die diversen Kontexte zurück und verändern sie. Insofern schlagen sich politische, soziale und symbolische Machtverhältnisse in ethnologischem Wissen nieder.²⁴⁵

Tabubruch

Die Bedeutung und Erwartung bestimmter Repräsentationsformen möchte ich im Folgenden anhand dreier empirischer Situationen illustrieren. Darin wird deutlich, wie meine Fremdheit im Feld zu einem folgenreichen feldforscherischen Fehler führte und wie dadurch das Verhalten der Akteure mir gegenüber beeinflusst wurde.

Ich kam Marinas Bitte nach, bei einer studentischen Konferenz an ihrer Universität den Eröffnungsvortrag zu halten (vgl. 3. *Marina*). Ich könne ruhig auf Deutsch vortragen, eine Übersetzungsstudierende werde den Vortrag konsekutiv übersetzen. Ich wählte ein Kapitel aus meiner Masterarbeit über das von einer russlanddeutschen

237 Vgl. Niedermüller 1999, S. 43f.

238 Ebd., S. 47.

239 Vgl. ebd.

240 Ebd., S. 48.

241 Vgl. ebd.

242 Volkskunde, Vergleichende Kulturwissenschaft, Kulturanthropologie, Europäische Ethnologie. Vgl. Leimgruber, Andris, Bischoff 2011.

243 Niedermüller 1999, S. 46; vgl. Clifford 1986, S. 10.

244 Vgl. Kaschuba 2006, S. 246f.

245 Vgl. Niedermüller 1999, S. 43.

Studentin geäußerte Autostereotyp des Alkoholkonsums.²⁴⁶ Bereits während der Übersetzung des Vortrags bemerkte ich, dass die Übersetzung, die kurzfristig von einer anderen Person als der ursprünglich geplanten vorgenommen wurde, fehlerhaft war. Bei der beobachtenden Teilnahme am Nachmittag desselben Tages fragte ich Marina nach ihrer Meinung zu meinem Vortrag. Sie meinte, für russische Verhältnisse hätte ich ein Tabu gebrochen. Es sei hier nicht üblich, offen über Alkohol zu sprechen. Viele Dozenten würden dieses Thema sogar im Sprachunterricht ausklammern.²⁴⁷ Sie habe zwar verstanden, dass es in meinem Vortrag nicht um meine Stereotype von Russen gehe, doch hätten es einige der Anwesenden so verstanden.

Die Tragweite meines Fauxpas war mir zu dem Zeitpunkt noch nicht bewusst. Ich hatte relativ unbedarft einen – wie ich fand – interessanten und für einen Vortrag überschaubaren Aspekt mit gewissem Unterhaltungswert aus meiner Masterarbeit herausgegriffen. In der Rückschau zeugt dies von meiner mangelnden Kenntnis der nach wie vor aktuellen Brisanz und des Ausmaßes von Alkoholmissbrauch in Russland und seinen Folgen.²⁴⁸ Das war nicht nur im direkten Anschluss an den Vortrag unangenehm, als Marina mich auf Nachfrage auf den Fauxpas hinwies, sondern zeitigte auch Folgen, wie die folgende Begebenheit beweist.

Nach einem Interview mit einem Studierenden in einem Übungsraum der Universität wollten wir gemeinsam Mittagessen gehen. Zuvor wollte der Student noch mit dem Institutsdirektor sprechen. Ich wartete auf dem Gang. Nach einer ganzen Weile kam der Studierende aus dem Büro und bat mich, einmal mitzukommen: Der Institutsdirektor, Herr Ivanov, und seine Mitarbeiterin Frau Morozova würden mich sprechen wollen. Sie hätten den Studierenden gefragt, was für Interviewfragen ich ihm gestellt hatte. Ziemlich verwundert betrat ich das Büro. Frau Morozova bedankte sich erneut für meinen Konferenzvortrag und stellte mir die anderen beiden anwesenden Mitarbeiter vor. Da setzte sich Herr Ivanov neben mich. Eine gewisse Frau Schmidt saß am Fensterschreibtisch. Der Institutsdirektor begann, mir von der sozialen Bedeutung der BANJA und des Vodkas zu erzählen. Er sei viel gereist, vor allem nach Amerika, aber auch in europäische Länder und denke inzwischen nicht mehr in Stereotypen. Er wisse jedoch, dass Stereotype in diversen Kontexten genutzt würden.

Es dämmerte mir: Der Herr und die Dame machten sich Sorgen, dass ich in meiner Dissertation Stereotype über Russland bestätigen würde. Das verwunderte mich: Warum fürchteten sich Universitätsdozenten in Westsibirien so sehr vor Vorurteilen und Klischees? Ich erklärte nochmals, dass sich Menschen nicht nur an Stereotypen bedienen, wenn sie über Fremde reden, sondern dass jeder auch Autostereotype nutzt. Frau Morozova antwortete daraufhin, dass sie das verstanden habe, doch die Übersetzung meines Vortrags nicht gelungen sei. Dann meinte Herr Ivanov, dass ich Frau Schmidt beforschen müsste, weil sie eine »typische« Russlanddeutsche sei, insofern ihre Familie

246 Vgl. Flack 2014, S. 114ff.

247 Vgl. Feldtagebuch 18.4.2015.

248 Vgl. z.B. Philipp Walther: »Antialkoholkonzept 2020«. Russlands Alkoholkonsum, Alkoholpolitik und Mortalität. In: Russland-Analysen 311 (2016): Gesundheitswesen, 4.3.2016, S. 2-4. URL: www.laender-analysen.de/russland/pdf/RusslandAnalysen311.pdf (16.3.2019); Katherine Metz: The Social and Gendered Lives of Vodka in Rural Siberia. In: Caldwell, Dunn, Nestle 2009, S. 188-205.

ebenfalls unter Deportation und Repression gelitten habe. Frau Schmidt war offensichtlich ganz und gar nicht damit einverstanden, dass sie plötzlich im Mittelpunkt stand. Sie werde so etwas sicher nicht mitmachen. Ansonsten beteiligte sie sich wenig am Gespräch. Herr Ivanov war sichtlich überrascht, dass Frau Schmidt so abweisend reagierte. Er schwenkte daher um, man müsse eine Familie finden, zu der ich ziehen könne und die traditionell kochen würde. Ob ich denn nicht vorhätte, in den Deutschen Nationalen Rajon zu fahren. Diese Frage wurde mir während meines Feldforschungsaufenthalts sehr häufig gestellt. Ich erklärte, mich auf Barnaul zu konzentrieren. Interessant wären für mich auch Menschen, die in Deutschland gelebt hätten, doch zurückgekehrt seien, sowie Ausreisewillige. Herr Ivanov und Frau Schmidt verabschiedeten sich und meinten, sie würden sich umhören, wer sich zur Teilnahme an meiner Forschung bereit erklären würde. Auch Frau Morozova werde sich Gedanken machen und sich ggf. bei mir melden. Der Studierende solle mir helfen, damit ich noch jemanden fände.²⁴⁹

Erst im Laufe des Gesprächs mit dem Institutsdirektor und seinen Mitarbeiterinnen war mir klar geworden, dass die für mich eigenartige Situation auf meinen Vortrag zurückzuführen ist. Dieser musste für viel Aufsehen gesorgt haben und nun war man offenbar über meinen Forschungsaufenthalt und meine potenziellen Ergebnisse besorgt. Der Institutsdirektor fühlte sich bemüßigt, in puncto Stereotype relativierend auf mich einzureden. Dass er sich hierfür von seinem Arbeitsplatz hinter dem Schreibtisch erhob und direkt neben mich setzte, unterstreicht die Dringlichkeit seines Anliegens. Die körperliche Näherung könnte auch als ein Akt der mehr oder weniger subtilen emotionalen Druckausübung interpretiert werden. Das empfand ich zum damaligen Zeitpunkt allerdings nicht so.

Darüber hinaus wird in der geschilderten Begebenheit deutlich, welche Vorstellungen von bzw. Erwartungen an meine Forschung Herr Ivanov und seine Mitarbeiterinnen hatten. Ich sollte »typische« Russlanddeutsche mit einer traditionellen Ernährungsweise untersuchen – also an vorherrschende Imaginationen und russische Forschungsergebnisse anknüpfen und diese bestätigen (vgl. 1.3 *Forschungsstand*). Damit führte Herr Ivanov seine eingangs geäußerte Behauptung ad absurdum, er würde nicht in Stereotypen denken. Gleichsam wird daraus ersichtlich, ich solle nicht an der bestehenden Weltanschauung rütteln und nicht von dem dominanten Narrativ von »den« Russlanddeutschen abweichende Lebenswirklichkeiten aufdecken. Vor diesem Hintergrund waren die Versprechungen, sich bei der Akteursgewinnung für mich zu engagieren, leere Worte. Da von meiner Studie offenbar eine diffuse Bedrohung wahrgenommen wurde, konnte ich von dieser Seite keine weitergehende Unterstützung erwarten.

Mit der Akteurin Katja hatte ich ebenfalls ein merkwürdiges Erlebnis, welches ich in der Retrospektive gleichsam vor dem Hintergrund meines Konferenzvortrags deute (vgl. 4. *Katja*). Relativ zu Beginn des mit ihr geführten Interviews befragte ich Katja entsprechend meines Leitfadens und wie alle meine Gesprächspartner unter anderem zu ihrem Alkoholkonsum. Zunächst verneinte sie diesen kategorisch, um auf Nachfrage einzuräumen, zu gegebenen Anlässen »ein wenig Wein« zu trinken. Das ist für sich genommen nicht außergewöhnlich. Auffallend war allerdings, dass Katja im Laufe des Interviews immer wieder auf (ihren geringen) Alkoholkonsum zu sprechen kam. Zur

249 Vgl. Feldtagebuch 24.4.2015.

Feiertagskost im Allgemeinen erwähnte Katja, ihr Ehemann Andrej könne an Feiertagen ebenso wie ihr Vater Vodka trinken, doch trinke er nicht viel. Zur Neujahrsfeier im Dorfclub hätten sie unter anderem alkoholische Getränke mitgebracht, doch trinke sie selbst nicht besonders viel. Alle anderen würden »normal« trinken. Was sie an Katjas Geburtstag gegessen hätten, erinnere sie nicht mehr, doch Alkohol habe es mit Sicherheit nicht gegeben. In der Erzählung zu ihrer kirchlichen Trauung zählte Katja allerlei Gerichte auf. An die Getränke könne sie sich nicht erinnern. Alkoholika habe es jedoch nicht gegeben, da es sich um einen kirchlichen Feiertag handelte.²⁵⁰

Die wiederkehrende Thematisierung des Alkoholkonsums lässt nicht nur annehmen, dass ich mit der allgemeinen Frage ein Tabu angesprochen habe, sondern auch, dass Katja sich bemüht fühlte, ihren geringen Alkoholgenuss herauszustellen. Da dieses Thema während der beobachtenden Teilnahme nie zur Sprache gekommen war, war es umso erstaunlicher, welchen Einfluss diese eine Frage auf den Interviewverlauf nahm. Entweder Katja hatte von den Reaktionen auf meinen Vortrag gehört, wenn sie nicht sogar selbst zugegen gewesen war (was wahrscheinlich ist). Oder aber das Tabu ist gesellschaftlich so ausgeprägt, dass es in jeglicher Kommunikationssituation wirksam ist.²⁵¹ Angesichts dieser Erfahrung bin ich einerseits erleichtert darüber, dass ich das Interview mit Katja erst am Ende des Beobachtungszeitraums führte und der Tabubruch mutmaßlich keine weiteren Folgen in ihrem Verhalten mir gegenüber zeitigen konnte. Andererseits sensibilisierte mich diese Irritation für ein empfindliches Thema in der russländischen Gesellschaft sowie für meine eigene »westliche« Perspektive.

Indem ich – nicht zuletzt auch aufgrund der Inhalte meines Vortrags und meiner Interviewfragen – als »andere«, als Fremde wahrgenommen wurde, verstärkte sich die Wahrnehmung der Unterschiede zwischen »der Deutschen«, die Klischees über Russen mitbrachte, und »den Russen« so weitgehend, dass meine Fremdheit unweigerlich Teile meines Feldforschungsprozesses beeinflusste und möglicherweise Gefühle und Ängste bei den Akteuren auslöste,²⁵² die sie dazu veranlassten, sich einer etwaigen Stereotypisierung bzw. Verunglimpfung entgegenzustellen. Indem ich meine Tabubrüche in diesem Unterkapitel reflektiere, sollen etwaige Verzerrungen in den Fallanalysen verringert bzw. relativiert werden.

2.4.3 »Ich koche aber nichts Deutsches«. Vorstellungen und Erwartungen der Beforschten über das Erkenntnisinteresse der Feldforscherin

Mit meiner Zuschreibung als »deutschlanddeutsche« Forscherin und damit als Fremde gingen zudem diverse implizite oder explizite Erwartungen an mich und Vorstellungen der Akteure über mein Erkenntnisinteresse einher.²⁵³ Wenn sie mich bei der Kontaktaufnahme fragten, was ich herausfinden wolle und was sie während der Forschung tun

250 Vgl. Interview mit Katja, geführt am 28.5.2015 von Anna Flack in Barnaul. Die Ablehnung von Alkoholgenuss an kirchlichen Feiertagen erwähnte auch die keine Religion praktizierende Akteurin Lidija Müller. Vgl. Feldtagebuch 17.5.2015. In beiden Fällen illustriert dies die Wirksamkeit religiöser Ernährungstabus. Vgl. Barlösius 2011, S. 100ff.

251 Für letzteres Argument vgl. Metzo 2009, S. 202.

252 Vgl. Wierling 2009, S. 326.

253 Vgl. Cohn 2014, S. 81.

sollten, erklärte ich, mich für die gegenwärtige Ernährung von Russlanddeutschen in Russland zu interessieren. Dass die Beforschten nichts speziell *für* mich tun, sondern sich möglichst in ihrem Alltag nicht gestört fühlen sollten, schien keine befriedigende Antwort zu sein.²⁵⁴ Der explorative Charakter meiner Forschung und die damit verbundenen relativ kargen Ausführungen meines Projekts hatten zum einen zur Folge, dass Akteure ihre ganz eigenen Vorstellungen entwickelten, was ich wohl herausfinden wolle.²⁵⁵

So wurde ich bspw. gefragt, ob ich mich für den Nährwert der konsumierten Kost oder die Ausgaben für Lebensmittel interessiere.²⁵⁶ Zum Teil kann aus den informellen Gesprächen während der beobachtenden Teilnahme abgeleitet werden, dass Beforschte sich entsprechend ihrer Vorstellungen von meinem Erkenntnisinteresse eine Mission gaben, z.B. die, mir die Ernährungsweise in Russland näherzubringen:

»Auch für die Erforschten ist es wahrscheinlich einfacher, wenn sie nicht als defizitäre Wesen, sondern als aktive Erzeugerinnen von etwas Erforschenswertem dastehen: nicht nur, weil sie mir wahrscheinlich anmerkten, dass mir gefiel, was sie taten, sondern auch, weil ihnen gefiel, dass ich das suchte, was ihnen wichtig war.«²⁵⁷

Die Einnahme einer solchen – auch selbst zugeschriebenen – Expertenposition war für meine Feldforschung sehr ergiebig, denn so wurde mir auch ohne große Rückfragen viel erklärt. Bspw. brachte Marinas Ehemann Pavel mir in diesem Zusammenhang ernährungsbezogene Sprichwörter bei (vgl. 3. *Marina*).

Zum anderen schenken Akteure dem ethnischen Aspekt sehr hohe Aufmerksamkeit, da angesichts des offenen Erkenntnisinteresses neben »Ernährung« das Schlagwort »Russlanddeutsche« maßgebend wurde. So meinte Marina bei unserem Kennenlernen, ich dürfe sie beforschen, solle aber nicht enttäuscht sein, weil sie nichts Deutsches koche.²⁵⁸ Diese Aussage legt die Vermutung nahe, dass meine Untersuchung gewissermaßen als Prüfungssituation interpretiert wurde, in der es ein etwaiges Deutschsein zu verifizieren oder zu falsifizieren gelte. Die Vermutung eines solchen Erkenntnisinteresses meiner Forschung kann auf Marinas Sprachtesterfahrung im Zuge des erfolglosen Aussiedlungsantrages zurückgeführt werden. Sie hatte bereits einmal die Erfahrung gemacht, in Anwesenheit eines deutschen Staatsbediensteten ihr »Deutschtum« performen zu müssen (vgl. 3. *Marina*, vgl. 1.2.2 *Kultur als Praxis*).

Außerdem ist bei der Interpretation dieser Aussage der historische Kontext zu berücksichtigen. In der Sowjetunion war die ethnische Herkunft, die sogenannte »Nationalität« (*национальность*), eine relevante Kategorie, die – neben der Staatsangehörigkeit – auch in den Ausweispapieren vermerkt war. Sie war mitunter entscheidend für den Zugang zu höherer Bildung und gewissen Berufen – oder deren Verweigerung. Insofern konnte der Nationalitäteneintrag unmittelbaren Einfluss auf das Alltagsleben und folglich auch auf das Selbstverständnis der Betroffenen nehmen.²⁵⁹ Letztlich

254 Vgl. Feldtagebuch 18.3., 18.5., 19.5.2015.

255 Vgl. Cohn 2014, S. 76.

256 Vgl. z.B. Feldtagebuch 12.3., 18.3.2015.

257 Bachmann 2002, S. 351.

258 Vgl. Feldtagebuch 18.3.2015.

259 Vgl. Brubaker, Loveman, Stamatov 2004, S. 34f.; Römhild 1998, S. 6.

fürten der Nationalitäteneintrag bzw. die sowjetische Minderheitenpolitik zu einer »widersprüchlichen Parallelität von ethnischem Sonderbewußtsein« als Russlanddeutsche und »Selbstwahrnehmung als Sowjetbürger«²⁶⁰, in deren Zuge das Bewusstsein der deutschen Herkunft zur gelebten Alltagspraxis des multiethnischen Zusammenlebens querlag.²⁶¹ Aussagen zur ethnischen Herkunft haftet demnach eine historisch bedingte politische Brisanz an.

Die beschriebene Situation verdeutlicht somit die Problematik des *ethnic group research design*. Indem die Beforschten als Zugehörige einer ethnischen, sozialen oder sonstigen Gruppe kategorisiert werden, werden sie auf diese Zugehörigkeit reduziert. Die Anrufung einer ethnischen Gruppe (*»invoking groups«*) ist problematisch. Indem Personen als Angehörige einer ethnischen Gruppe kategorisiert und angesprochen werden, werden Individuen auf ihre Herkunft reduziert und eine ethnische Gruppe wird diskursiv ins Leben gerufen.²⁶² Insofern bezeichnet Ethnografie auch einen Prozess des *othering*.²⁶³ Ethnizität wird durch ihre Zuschreibung produziert.²⁶⁴ Äußere ich mein Forschungsinteresse an Russlanddeutschen, setze ich die Existenz einer solchen (homogenen) identifizierbaren Gruppe voraus. Dabei besteht die Gefahr, beobachtete Phänomene primär oder einzig durch die ethnische Linse zu betrachten,²⁶⁵ also z.B. Praxen als »russlanddeutsch« zu klassifizieren, weil sie von Russlanddeutschen ausgeführt werden (vgl. 3. Marina). Andere Sichtweisen und Faktoren können dadurch vernachlässigt oder ausgeblendet werden. Ein solcher Forschungsansatz wird – mit definitorischen Nuancen – unter verschiedenen Begriffen kritisiert: methodologischer Nationalismus, Kulturalismus, Ethnisierung, Essenzialisierung und *groupism*.²⁶⁶

Mit diesen Termini wird eine Tendenz in der Wissenschaft angesprochen, nach der vermeintlich nach innen homogene und nach außen klar abgrenzbare Gruppen als Grundbausteine des gesellschaftlichen Lebens betrachtet²⁶⁷ und als Kategorie der gesellschaftlichen Analyse verwendet werden. Brubaker weist darauf hin, dass das Konzept der »Gruppe« nicht hinterfragt werde und daher ethnische Gruppen, Nationen und Rassen als Entitäten festgeschrieben würden. Er warnt davor, Kategorien der ethnopolitischen Praxis unreflektiert in Analysekatégorien zu übersetzen, da sie darauf abzielen, Gruppenzusammenhänge überhaupt erst heraufzubeschwören.²⁶⁸ Auch Römhild hebt

260 Römhild 1998, S. 7.

261 Vgl. Robert Kindler: Sowjetische Menschen. Russlanddeutsche zwischen Integration und Emigration. In: Osteuropa 67, 9-10 (2017), S. 137-151, hier S. 142f., S. 147.

262 Vgl. Brubaker 2002, S. 166.

263 Vgl. Niedermüller 1999, S. 43.

264 Vgl. Köstlin 1999b, S. 135.

265 Vgl. Glick Schiller 2008, S. 3f.; Römhild 1998, S. 11.

266 Vgl. Glick Schiller 2008; Kaschuba 1995; Dahinden 2016; Hess 2013; dies.: Jenseits des Kulturalismus. Ein Plädoyer für postkulturalistische Ansätze in der kulturanthropologischen Migrationsforschung. In: Matthias Klückmann, Felicia Sparacio (Hg.): Spektrum Migration. Zugänge zur Vielfalt des Alltags. (Studien & Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 48). Tübingen 2015, S. 37-64; Römhild 2013; Brubaker 2002; ders., Loveman, Stamatov 2004; Sanna Schondelmayer: Osteuropa- und Migrationsforschung querdenken. In: Drascek 2017, S. 173-185, hier S. 174.

267 Zur Container-Vorstellung von Kultur vgl. 1.2.2 *Kultur als Praxis*.

268 Vgl. Brubaker 2002, S. 163f., S. 166.

hervor, dass ein vorab definierter Gruppenzusammenhang den Erkenntnisprozess einschränke, indem er lediglich eine kulturelle Konstruktion thematisiere: »Erfahrungen und Selbstzuordnungen, die sich nicht in das Entweder-Oder von ›Ingroup‹ und ›Outgroup‹ einfügen lassen, können so nur als Grauzone bzw. als Störfaktoren im kollektiven Referenzsystem wahrgenommen werden.«²⁶⁹

Eine konkrete Konsequenz aus dem *ethnic group research design* für meine Feldforschung war die Vermittlung an Interviewpartner, die als »Vorzeige-Russlanddeutsche« bezeichnet werden können. Es handelte sich dabei um Personen, die mir bei unseren Gesprächen, die stets bei ihnen zu Hause stattfanden, ihr Deutschsein vorführten, bspw. indem sie von ihren Kindheitserinnerungen während des Zweiten Weltkriegs und der einhergehenden Repressionen erzählten und für mich »deutsche Nationalgerichte« zubereiteten (siehe oben).²⁷⁰

Vor diesem Hintergrund stellt sich mir die Frage, inwieweit ich durch meinen Feldzugang Erkenntnisse über die Selbstwahrnehmung der Beforschten erlangte. Handelt es sich angesichts des *ethnic group research design* nicht eher um Daten über deren Positionierung gegenüber der eigenen russlanddeutschen Herkunft im Kontext des gesellschaftlichen Diskurses über diese ethnische Minderheit (vgl. 1.2.3 *Zugehörigkeiten*)?²⁷¹

Alternativen zum *ethnic group research design*

An diese Überlegungen ist der Vorschlag Brubakers anschlussfähig, »Ethnizität als Wahrnehmung« zu betrachten. Er empfiehlt, einerseits zu untersuchen, in welchen Kontexten und inwiefern Ethnizität eine Rolle spielt, und andererseits, welche weiteren Zugehörigkeitsressourcen für Akteure relevant sind. Für meine Studie bedeutet das, nicht Russlanddeutsche in den Forschungsfokus zu rücken. Es bedeutet zu fragen, in welchen Kontexten sich Menschen als Russlanddeutsche identifizieren bzw. repräsentieren – sowie welche Faktoren darüber hinaus für die Zugehörigkeiten und Selbstdarstellung signifikant sind. Anstatt Ethnizität zur Analyseperspektive zu erheben und dadurch die Reifikation ethnischer Gruppen zu verdoppeln, sei es Aufgabe kultur- und sozialwissenschaftlicher Forschungen, die Bedingungen und Arten der Reifikationspraxen im Feld zu beschreiben.²⁷² Somit sieht Brubaker in kognitiv orientierten Studien eine Möglichkeit, den von ihm benannten »groupism« in der Forschungstätigkeit zu vermeiden:

»Cognitive perspectives suggest treating racial, ethnic, and national groups not as substantial entities but as collective cultural representations, as widely shared ways of seeing, thinking, parsing social experience, and interpreting the social world. [...] Rather than take ›groups‹ as basic units of analysis, cognitive perspectives shift analytical attention to ›group-making‹ and ›grouping‹ activities such as classification, categorization, and identification.«²⁷³

269 Römhild 1998, S. 12.

270 Vgl. Feldtagebuch 2.4., 7.4., 27.4., 10.5., 24.5.2015.

271 Vgl. Ravn 2012, S. 525.

272 Vgl. Brubaker 2002, S. 167; ders., Loveman, Stamatov 2004, S. 53.

273 Brubaker, Loveman, Stamatov 2004, S. 45.

Unter Ethnizität, Nation und Rasse seien alltägliche Kategorisierungs- und Klassifizierungspraxen zu verstehen. Personen übten diese sowohl gegenüber anderen als auch gegenüber sich selbst aus. Dabei würden Menschen in Kategorien gedacht und nicht ihre Handlungen, Erzählungen oder Ereignisse und Situationen. Ethnizität, Rasse und Nation existierten folglich nur in unseren Wahrnehmungen, Interpretationen und Repräsentationen.²⁷⁴ Daher plädiert Brubaker dafür, sie nicht als »things in the world, but perspectives on the world [Herv. i.O.]«²⁷⁵ zu betrachten. Mittels kognitiver Perspektiven könne konstruktivistische Forschung über Ethnizität, Rasse und Nation weiterentwickelt und der Blick auf Prozesse und Beziehungen gelenkt werden.²⁷⁶

Die Sichtweise einzunehmen, Ethnizität als Wahrnehmung zu begreifen, wirft die Frage auf, was Menschen (heutzutage) dazu bewegt, sich in einer ethnischen Peergroup zu verorten. Dass dem so ist, belegen nicht nur zahlreiche Studien zur kulturellen Verfasstheit diverser Gruppen, sondern auch deren Selbstdarstellungen, die eine »eigene« Kultur bezeugen sollen. Eine solche Imagination von Ethnizität kann selbst dann noch aufrechterhalten werden, wenn die Lebensstile der Gruppenmitglieder divergieren und der Alltag nicht geteilt wird,²⁷⁷ wie insbesondere Forschungen zu Diaspora zeigen.²⁷⁸ Angesichts fortschreitender Globalisierungsprozesse, die eine zunehmende Komplexität von Lebensrealitäten mit sich bringen, kann die Besinnung auf Ethnizität als Bestandteil des Individualisierungstrends angesehen werden. Dieser wird als Begleiterscheinung der Globalisierung beschrieben und dient dem Zweck, sich in der unübersichtlichen Welt zu orientieren und Zugehörigkeit zu schaffen. Diese kann z.B. in religiösen, ethnischen oder in politischen Interessengemeinschaften ihren Ausdruck finden. In jedem Fall verweist das Phänomen auf das Bedürfnis von Menschen, sich in überschaubaren Entitäten zu verorten (vgl. 1.2.3 *Zugehörigkeiten*).

In welchen Situationen und Kontexten Ethnizität inwiefern von Belang wird, soll Brubaker zufolge anhand scheinbar unbedeutender Alltagspraxen untersucht werden (vgl. 1.2.2 *Kultur als Praxis*).²⁷⁹ Damit bezieht er sich auf die erwähnten Zuschreibungs- und Kategorisierungspraxen. In meiner Forschung geht es mir allerdings nicht allein um diskursive Praxen, um die »vorgestellte Kultur«, sondern darüber hinaus um die »praktizierte Kultur« des Alltags. Beides gilt es, analytisch voneinander zu trennen, denn Alltagspraxen sind nicht grundsätzlich an Gruppengrenzen gebunden.²⁸⁰ Es geht darum, das ambivalente Verhältnis »zwischen ethnischer Identität und nichtethnischen [sic!], alltagsweltlichen Bezügen [...] auszuloten«²⁸¹. Hinsichtlich der Vergemeinschaft-

274 Vgl. ebd., S. 32, S. 37, S. 43.

275 Brubaker 2002, S. 174f.; vgl. ders., Loveman, Stamatov 2004, S. 45.

276 Vgl. Brubaker 2002, S. 175, S. 183f.

277 Vgl. Römhild 1998, S. 10, S. 14; Barth 1969.

278 Vgl. z.B. Website des Centre on Migration, Policy and Society (COMPAS), Oxford. URL: <https://www.compas.ox.ac.uk/research/topic/diaspora/> (14.1.2019); Steven Vertovec, Robin Cohen (Hg.): *Migration, Diasporas and Transnationalism*. Aldershot 1999; Steven Vertovec: *Towards comparing South Asian diasporic phenomena*. In: K.L. Sharma, Renuka Singh (Hg.): *Dual Identity: Indian Diaspora and other Essays*. Studies presented to Ravindra K. Jain. New Delhi u.a. 2013, S. 76–91; Robin Cohen: *Global diasporas. An introduction*. London 1997.

279 Vgl. Brubaker, Loveman, Stamatov 2004, S. 53.

280 Vgl. Römhild 1998, S. 12.

281 Ebd., S. 8f.

tungsprozesse weist Römhild darauf hin, dass alltägliche Erfahrungen des Zusammenlebens durch Denken in ethnischen Kategorien überlagert werden. Wenn Fremdheit und Zugehörigkeit als fixiert und unabänderlich gedacht werden, wird damit die Bedeutung von Erfahrungen im Kontext praktizierter Kultur des Alltags abgesprochen, die immer wieder neue Formen von Gemeinschaft und Differenz hervorrufen.²⁸²

Der Vorschlag, eine kognitive Perspektive einzunehmen, beantwortet allerdings nicht die dringende Frage, wie Akteure adressiert werden sollen. Wie kann man sich mithin mit Russlanddeutschen befassen, ohne in der Ansprache ihre Existenz als homogene, abgrenzbare Gruppe »der« Russlanddeutschen vorauszusetzen und sie auf ihre ethnische Herkunft zu reduzieren? Wie kann ethnografische Forschung gelingen, ohne sich implizit oder explizit »groupistischer« oder anderweitig essenzialisierender Herangehensweisen zu bedienen? Wie können wir Menschen beforschen, ohne sie Gruppen zuzuordnen, wenn das soziale Leben ohne Zugehörigkeiten zu Gruppen nicht auskommt und Kategorisieren in kognitiven Prozessen verankert ist?²⁸³

Glick Schiller verwirft Ethnizität und Nationalität als Analysekatégorien zugunsten von »multiple pathways of local and transnational incorporation«²⁸⁴. Damit nimmt sie eine örtliche bzw. räumliche Perspektive ein. Sie rückt den Herkunfts- und den Ankunftsort von Migranten sowie dazwischen aufgespannte transnationale Netzwerke in den Forschungsfokus. Nach diesem theoretischen Konzept sollen die Aufnahme in lokale und transnationale familiäre, freundschaftliche, karitative, religiöse Netzwerke sowie nicht ethnisch organisierte Unternehmen ins Auge gefasst werden.²⁸⁵ Auch andere Wissenschaftler nehmen Städte und Regionen in den Blick; Untersuchungen von sozialen und institutionellen Akteuren aus transnationaler bzw. -lokaler Perspektive sind zahlreich.²⁸⁶

Für meine Forschung würde das bedeuten, das Forschungsfeld Barnaul stärker ins Auge zu fassen und die lokalen Verortungen wie transnationalen Verknüpfungen der Akteure zu fokussieren. Nichtsdestotrotz müssten zunächst Wege und Orte gefunden werden, die sich für die Akteursgewinnung eignen, doch dabei keine ethnische Einführung mit sich bringen. Wie sich herausstellte, war die lutherische Gemeinde in Barnaul eindeutig deutsch besetzt. Die katholische Gemeinde war dagegen heterogener und könnte bei mehrmaligen Besuchen möglicherweise weitere, für das vorliegende Erkenntnisinteresse relevante Akteurskontakte nach sich ziehen.

Hess und andere empfehlen anstelle der Ethnizität die offenere Perspektive der Migration. Diese sieht vor, Akteure anhand von »Migration als biographischem Querschnittsphänomen, das unterschiedliche Lebensbereiche prägt«²⁸⁷, zu untersuchen. Auf

282 Vgl. ebd., S. 13, S. 17f.

283 Vgl. Brubaker, Loveman, Stamatov 2004, S. 45.

284 Glick Schiller 2008, S. 2.

285 Vgl. ebd.; dies., Ayse Çağlar: Towards a Comparative Theory of Locality in Migration Studies. Migrant Incorporation and City Scale. In: Journal of Ethnic and Migration Studies 35, 2 (2009), S. 177-202; dies.: Locating migrant pathways of economic emplacement. Thinking beyond the ethnic lens. In: Ethnicities 13, 4 (2013), S. 494-514.

286 Einen bibliografischen Überblick bieten: Boris Nieswand, Heike Drotbohm: Einleitung. Die reflexive Wende in der Migrationsforschung. In: dies. 2014a, S. 1-37, hier S. 17.

287 Schmidt-Lauber 2013, S. 183.

diese Weise rücken Akteure mit ganz unterschiedlichen Migrationserfahrungen sowie verschiedene Orte, Institutionen und Gesellschaftsbereiche an den Schnittstellen von Migration in den Blick. Auch hier wird an Netzwerk- und Transnationalismusforschungen sowie an historisch-strukturell argumentierende Arbeiten angeknüpft.²⁸⁸

Allerdings zweifelt Hess an dem Instrumentarium transnationaler Studien, »um die Migrationsforschung aus ihrer ethnisierenden und kulturalistischen Perspektive herauszuführen«²⁸⁹, da sie weiterhin auf differenztheoretischer Ebene argumentieren.²⁹⁰ Trotz eines praxeologischen Verständnisses von Kultur sei die Verknüpfung von Migration und Ethnizität fatal für die Weiterentwicklung einer reflexiven Migrationsforschung. So plädiert sie für einen genealogisch-regimetheoretischen Ansatz als Methodologie der Perspektive der Migration. Dieser will dem staatlichen und migrantischen Handeln ein Gesicht geben, indem er die repräsentierten anderen in die Theoretisierung integriert. Auf diese Weise sollen Sprecherpositionen ermöglicht werden, denen sonst zu wenig Beachtung geschenkt wird.²⁹¹

Auch dieser könnte ein alternativer Ansatz für mein Erkenntnisinteresse sein. Zwar fokussiert er hinsichtlich der Migrationserfahrungen stärker auf die Remigrierten. Doch könnte die Perspektive der Migration auch insofern zur Erforschung der Verbliebenen nutzbar gemacht werden, als dass diese unter dem Gesichtspunkt eines etwaigen Spannungsverhältnisses zwischen der Entscheidung zur Aussiedlung und zum Verbleib untersucht werden könnten. Hierbei wären allerdings ebenfalls zunächst Orte und Kontaktmöglichkeiten zu eruieren, die eine Akteursgewinnung ermöglichen, welche nicht von vornherein ethnisch markiert sind. Etwaige Bedenken resultieren aus der starken Betonung ethnischer Eigenheiten in der Russländischen Föderation. Diese kann entweder als Folge des bereits erwähnten, ehemaligen Nationalitäteneintrags in den Sowjetpässen angesehen, oder aber im Kontext der mit der Globalisierung einhergehenden Individualisierungsprozesse gelesen werden. So oder so ist Migration im heutigen Russland mit ethnischen Gruppen verknüpft und assoziiert.²⁹²

288 Vgl. Hess 2013, S. 200; dies. 2015, S. 52.

289 Dies. 2015, S. 50.

290 Vgl. ebd., S. 49.

291 Vgl. ebd., S. 46.

292 Vgl. Lusine Grigoryan, Vladimir Ponizovskiy: Immigrantenfeindliche Einstellungen und nationale Identität in Russland. Entwicklungen und Wechselwirkungen. In: Russland-Analysen 365 (2019): Nationale Identität, 1.2.2019, S. 2-5. URL: www.laender-analysen.de/russland/pdf/RusslandAnalysen365.pdf (10.2.2019).

Noch weiter geht Römhild mit ihrer Forderung nach einer postmigrantischen²⁹³ Migrationsforschung, »mit der sich neue Einsichten in die umkämpften Schauplätze ›Gesellschaft‹ und ›Kultur‹ gewinnen lassen«²⁹⁴. Als gelungenes Beispiel führt sie die Studie »Contesting Culture« von Baumann an.²⁹⁵ Darin zeichne er ein komplexes Bild von nicht nur Migration, sondern Gesellschaft insgesamt konstituierenden Praxen, indem Baumann einen Londoner Stadtteil zur Analyseperspektive erhebt und sich nicht auf ethnische Gruppen beschränkt. Dabei schließe er all die für die Akteure wichtigen sozialen und kulturellen Bezüge ein. Ziel sei nicht die Feststellung kosmopolitischer Vielfalt, sondern der Hierarchien kultureller Unterscheidungen. Soziale und politische Ungleichheit bestehe nicht nur zwischen Einheimischen und Migranten, sondern ebenfalls zwischen mobilen Individuen und verschiedenen Mobilitätsformen.²⁹⁶

Die Kritik, dass vermeintliche Kulturen oder Gruppen erst durch ihre ethnografische Fokussierung geschaffen werden, ist nachvollziehbar, und die Suche nach alternativen Analyseperspektiven daher umso zentraler. Verlagert aber die Verschiebung der Perspektive auf andere Bereiche nicht nur das Problem, statt es zu beheben? Es mag sein, dass die Untersuchung von Migranten, Mittelschichtlern, Angehörigen einer religiösen Gemeinschaft, Sportlern, Akademikern usw. auf den ersten Blick weniger problematisch erscheint; zum Teil vielleicht auch auf den zweiten. Dennoch handelt es sich aber auch hierbei wieder um die Zuschreibung eines Gruppenzusammenhangs, um *groupism*. Dieser erscheint unvermeidbar und auch unerlässlich: Irgendwie gilt es schließlich, seinen Forschungsgegenstand einzugrenzen. Fraglos beeinflussen Forschung und Wissenschaftsdiskurse den öffentlichen Diskurs. Insofern reifizieren wissenschaftliche Studien ethnische Gruppen, wenn sie die Beforschten als solche kategorisieren.

Die größte Herausforderung liegt allerdings im für die gesamte Forschung zentralen, doch leicht zu unterschätzenden Feldzugang. Für die Akteursgewinnung muss die Ethnografin ihren Gegenstand umreißen, geeignete Akteure ausfindig machen, sie adressieren und ihnen ihr Forschungsinteresse plausibel machen. Die logische und konsequenteste Schlussfolgerung wäre, auf die Benennung von Gruppenzugehörigkeiten gänzlich zu verzichten und andere, wie oben genannte Kategorisierungsmerkmale heranzuziehen, wenn schon eine radikale Absage an jedwede Kategorisierung kogni-

293 Zum Konzept der postmigrantischen Gesellschaft vgl. Naika Foroutan: Die postmigrantische Gesellschaft. In: Bundeszentrale für politische Bildung (bpb), 20.4.2015. URL: www.bpb.de/gesellschaft/migration/kurzdossiers/205190/die-postmigrantische-gesellschaft; dies.: Die Einheit der Verschiedenen. Integration in der postmigrantischen Gesellschaft. In: ebd. URL: www.bpb.de/gesellschaft/migration/kurzdossiers/205183/integration-in-der-postmigrantischen-gesellschaft (13.1.2019); dies.: Postmigrantische Gesellschaften. In: Heinz Ulrich Brinkmann, Martina Sauer (Hg.): Einwanderungsgesellschaft Deutschland. Entwicklung und Stand der Integration. Wiesbaden 2016, S. 227-255; Regina Römhild: Europa postmigrantisch. Entdeckungen jenseits ethnischer, nationaler und kolonialer Grenzen. In: Naika Foroutan, Juliane Karakayali, Riem Spielhaus (Hg.): Postmigrantische Perspektiven. Ordnungssysteme, Repräsentationen, Kritik. Frankfurt a.M. u.a. 2018, S. 69-82.

294 Römhild 2013, S. 187.

295 Vgl. Baumann 1996.

296 Vgl. Römhild 2013, S. 189f.

tiv unmöglich ist. Allerdings müssen auch alternative Kategorien der steten Reflexion unterliegen und auf ihre jeweilige Praktikabilität überprüft werden.

Nichtsdestotrotz erscheint die Beschäftigung mit Russlanddeutschen wichtig und notwendig. Zum einen handelt es sich bei ihnen um Menschen, die von der Politik als homogene Gruppe »angerufen« wurden und für die das »Sondermigrationsregime« der Aussiedlung geschaffen wurde. Dass der Großteil »der Gruppe« in den 1980er und 1990er Jahren aus den (post-)sowjetischen Staaten aussiedelte, brachte nicht nur tiefgreifende demografische und soziale Veränderungen in den Herkunftsländern mit sich, sondern auch diskursive. Die Verbliebenen waren plötzlich »eine Minderheit in der Minderheit«. Die Entscheidung des Verbleibs wird erst vor dem Hintergrund bedeutsam und erklärungsbedürftig, dass der Großteil der Russlanddeutschen aussiedelte. Damit wurde die Bedeutung ethnischer Zugehörigkeit in den Herkunftsländern gleichsam aufgewertet.

Angesichts eines noch nicht etablierten Selbstbewusstseins der BRD einer Migrationsgesellschaft als alltägliche Normalität, und einer davon noch weiter entfernten Russländischen Föderation, die Migration skeptisch beäugt und reglementiert, während sie sich (trotz ethnokultureller Vielfalt und ethnoföderaler Struktur) staatsbürgerliche Homogenität auf die Fahnen schreibt,²⁹⁷ hieße zum anderen die Überwindung des Ethnizitätskonzepts in der Forschung den zweiten Schritt vor dem ersten tun zu wollen. Die skizzierten alternativen Analyseperspektiven mögen aktuell in der »westlichen« Migrationsforschung sowie Öffentlichkeit auf offene Ohren stoßen. Ihre Übertragbarkeit auf den postsowjetischen Kontext erscheint allerdings zumindest gegenwärtig fragwürdig. Ohne dadurch die Imagination des »exotischen« oder »rückständigen Ostens« reifizieren zu wollen, ist die historisch bedingte Andersartigkeit der postsozialistischen Lebensrealitäten nicht zu leugnen.²⁹⁸ Insofern sind die eingangs gestellten Fragen, wie Russlanddeutsche beforscht werden können, ohne sie als solche zu essenzialisieren, um weitere zu ergänzen: Was kann umgekehrt die Beschäftigung mit Russlanddeutschen zur Postsozialismusforschung, zum Studium von »Ethnizität ohne Gruppen«²⁹⁹ sowie zur Weiterentwicklung einer reflexiven (kulturwissenschaftlichen) Migrationsforschung beitragen?

297 Vgl. Philipp Bürger: Geschichte im Dienst für das Vaterland. Traditionen und Ziele der russländischen Geschichtspolitik seit 2000. (Schnittstellen. Studien zum östlichen und südöstlichen Europa, 11). Göttingen 2018, S. 71f.; Anna Flack: 2015: Russische Föderation: Neue Regelungen für Arbeitsmigranten. In: Bundeszentrale für politische Bildung (bpb), 12.1.2016. URL: <https://www.bpb.de/gesellschaft/migration/laenderprofile/218444/2015-regelungen-fuer-arbeitsmigranten?p=all>; Matthew Light: Analyse: Zwischen Liberalisierung und Restriktion: Entwicklungen der russischen Migrationspolitik. In: Bundeszentrale für politische Bildung (bpb), 7.3.2017. URL: <https://www.bpb.de/internationales/europa/russland/analysen/243689/analyse-zwischen-liberalisierung-und-restriktion-entwicklungen-der-russischen-migrationspolitik> (1.5.2020).

298 Vgl. Niedermüller 1999, S. 48; Schlögel 2017; vgl. auch die auf Interviews mit Zeitzeugen beruhenden Romane der Literaturnobelpreisträgerin Svetlana Alexievich (z.B. 2013, 1994, 1989).

299 Vgl. Brubaker 2002.